

Die Furien des Verschwindens

Schreiben, Leben und Sterben in Putins Russland

Gerd Koenen

„Jeder, der sich im heutigen Russland Putin entgegenstellt, befindet sich ohne Übertreibung in tödlicher Gefahr“, schreibt die junge, hübsche, muntere Elena Tregubova, die sich selbst als „Jet-Set-Schnepfe“ ironisierte, bevor es für sie ernster wurde, als sie sich je hätte vorstellen können.

Feststellungen wie diese sind mit den Wahrnehmungen eines auswärtigen Besuchers der leuchtenden Metropole Moskau natürlich kaum recht zu vereinbaren. Und überhaupt sträubt sich vieles in uns Bewohnern der gemäßigten Breiten gegen eine so kategorische Behauptung, die – wenn sie wahr wäre – die europäische Politik und Öffentlichkeit zu einer sehr viel entschiedeneren Reaktion verpflichtete als bisher, und das in einer Weltlage, die ohnehin aufgewühlt und komplex genug ist.

Niemand kann eine russische Krisis brauchen, nicht die Amerikaner, die mit Bushs Politik an allen Ecken in der Bredouille stecken, und am wenigsten die von Putin umworbenen Deutschen, die als Haupthandelspartner Russlands auf stabile Versorgung und lukrative Exporte setzen. So gibt es nun ein verbreitetes Gefühl, dass der kurz vor der Jahrtausendwende aus der Kiste gesprungene, drahtig-verkniffene Geheimdienstler Putin mit seiner „gelenkten Demokratie“ und seinem organisierten Staatskapitalismus vielleicht doch genau der Richtige für dieses chaotische, ungefüge Riesenland ist – und damit auch für uns.

Oder, wie Gerhard Schröder es an der Seite von Putins Wirtschaftsberater Schuwalow bei einer PR-Veranstaltung im Hotel Adlon im Januar ausdrückte: Dass Russland heute kein „failing state“ sei, habe der Westen allein dem russischen Präsidenten Putin zu verdanken, der wieder Ordnung und ein gutes Investitionsklima geschaffen habe. Nicht Russland brauche Europa, sondern Europa brauche Russland.

Natürlich war es ein offenes Geheimnis, dass Schröders Auftritt auch dazu diente, gewisse Misstöne beim letzten Deutschlandbesuch seines Freundes Wladimir im Oktober 2006 auszubügeln, drei Tage nach dem professionell exekutierten Mord an seiner ernstesten und direktesten Kritikerin, der Moskauer Journalistin Anna Politkowskaja. Beim „Petersburger Dialog“ in Dresden und bei der Industrie- und Handelskammer in München hatte Putin einigen lästigen Nachfragen nicht entgehen können. Und wenn man genauer hinhörte, dann war es nicht allein der eiskalte Ton seiner Stellungnahmen, der frösteln ließ, sondern mehr noch ihr sachlicher Tenor. Dieser Mord an der Journalistin, erklärte der Präsident, habe „Russland und der Staatsmacht in Russland und in Tschetschenien viel größeren Schaden zugefügt als ihre Publikationen“. Politkowskajas Publikationen hatten also „Russland Schaden zugefügt“. Dabei sei deren „Einfluss auf das politische Geschehen im Land, in Russland, äußerst unbedeutend“ gewesen, ja, „minimal“, wie Putin gleich zweimal betonte. Wer war schon diese Frau! Aber warum war sie dann ermordet worden? „Wir haben Informationen ... dass viele Personen, die sich vor dem russischen Gesetz verstecken, seit längerem die Idee hatten, jemanden zu opfern, um damit eine Welle antirussischer Stimmungen in der Welt loszutreten“.

Gemeint war, wie bei jedem der zahlreichen unaufgeklärten Morde der letzten Jahre – zuletzt des mit Polonium vergifteten abtrünnigen

Geheimdienstagenten Litwinenko in London im November 2006 –, der einstige Gönner und jetzt im Exil lebende Intimfeind Putins, der Oligarch Boris Beresowski, der angeblich auch den Krieg in Tschetschenien steuert und in Putins Weltbild immer mehr die Position einnimmt, die der exilierte Trotzki einst im paranoiden Kosmos des Josef Stalin einnahm.

Eine Frage, die Anna Politkowskajas posthum in deutscher Sprache erschienenes „Russisches Tagebuch“ wie ein Leitmotiv durchzieht, lautet: „Wovor haben sie solche Angst?“ Sie, die Machthaber ... Eine organisierte Opposition gibt es praktisch nicht mehr, die großen Medien sind mit „legalen“ Mitteln aufgekauft und an die Kette gelegt worden. Und „das Volk schweigt“ (wie in Puschkins Drama über den Usurpator „Boris Godunow“) und hat zu zwei Dritteln Putin als „starken Mann“ 2004 wieder auf den Thron gewählt – auch wenn seine Gegenkandidaten nur Schießbudenfiguren waren; und auch wenn bei Umfragen weniger als ein Fünftel von ihrem Erwählten eine Lösung der Probleme des Landes erwarten. Da fangen hinter der Potemkinschen Fassade eines stabilen Machtaufbaus dann die Unsicherheiten an.

Bleiben wir zunächst beim Fall der jungen Kreml-Korrespondentin des einstigen demokratischen Leitorgans „Kommersant“, Elena Tregubova, die seit den frühen 90er Jahren die verschiedenen Szenenwechsel rings um den inneren Machtpol beobachtet hatte. Irgendwann gegen Ende 2002, schrieb sie, habe das Spiel von informeller Zensur und Selbstzensur sie derart angewidert, dass sie sich den Finger in den Hals gesteckt und ihre „Geschichten eines Kreml-Diggers“ (eines Goldgräbers also) zu Papier gebracht habe. Im Zentrum dieses mit herzerfrischender Respektlosigkeit geschriebenen Berichts stand neben dem eher nachsichtig, jedenfalls farbig geschilderten Opa Jelzin die blasse Figur des neuen jungen Kreml-Herrn Wladimir Wladimirowitsch Putin. Der hatte

sie als Chef des Geheimdienstes FSB 1998 nach einem Interview in der Lubjanka „Lenotschka“ genannt und in eine Moskauer Sushi-Bar ausgeführt, um sie anzuwerben oder anzubaggern; nur um dieser kleinen Lenotschka, nachdem sie sich spröde gezeigt hatte, gleich nach seinem Machtantritt die Akkreditierung für den Kreml entziehen zu lassen.

Dass Tregubovas Buch (dt. „Die Mutanten des Kreml“) mit seinem indiskreten Blick in die Tiefen und Untiefen der höheren Machtsphären, und besonders auf die Figur der neuen Nummer Eins, vor den Dumawahlen Ende 2003 noch durch die Netze der informellen Zensur hatte rutschen können, war aus der Sicht des zuständigen Presseministeriums offenbar bereits eine Art Informations-GAU. Alle Pressionen auf Verlag und Druckerei hatten nur dazu geführt, dass sich das Manuskript, bevor es endlich gedruckt vorlag, wie ein Samisdat-Text – nun allerdings im Zeitalter von Kopiergeräten und Internet – im Nu vervielfältigte, so dass jede Zensur die Neugierde erst recht gesteigert hätte. So wurde aus den Erzählungen der Kreml-Diggerin noch einmal ein ungeplanter Bestseller, wie es ihn heute (2007) wohl kaum noch geben könnte.

Allerdings verflog die Euphorie der Autorin schnell und verwandelte sich in einen Albtraum. Nachdem Presseminister Lessin ihrem Chefredakteur mitteilte, dass sich seine junge Reporterin ja wohl „selbst zum Abschuss frei gegeben hat“, wurde sie nicht nur fristlos entlassen – und die Zeitung selbst durch einen Gasprom-Gesellschafter aufgekauft. Sondern drei Monate später detonierte nach einem Taxiruf vor ihrer Wohnungstür, die sie gerade halb geöffnet hatte, ein Sprengsatz, der sie hätte umbringen oder verstümmeln sollen; nur dass sie sich ihre Mähne noch einmal im Spiegel rasch geglättet hatte, bevor sie durch die Tür ging. Diese Sekunde der weiblichen Eitelkeit hatten die Profi-Killer nicht auf der Rechnung gehabt.

„Es waren nicht nur Böswillige, die fanden, sie spiele ihren Paria-Status penetrant aus“, hieß es in einer Glosse der sonst so geschätzten Sonja Zekri in der Süddeutschen Zeitung zum Vorschlag, Anna Politkowskaja posthum den „Friedenspreis des deutschen Buchhandels 2007“ zu verleihen. Nicht nur Kreml-Freunde hätten es für Paranoia gehalten, als die Moskauer Journalistin im September 2005 in der Notambulanz gelandet war, nachdem sie sich als Vermittlerin in die Geiselnahme Hunderter Schulkinder und Eltern in Beslan hatte einschalten wollen, weil man ihr (wie sie vermutete) im Flugzeug vergifteten Tee oder Wasser gereicht hatte. Nach dem Mord an Litwinenko müsse man freilich „sagen, dass sie ihr Land doch besser kannte als westliche Beobachter“. Das erinnert ein wenig an den bekannten Medizinerwitz: „Der Simulant auf Zimmer 5 ist gerade verstorben.“

Paranoia? Schon Politkowskajas Kollege Jurij Shtetschokitschin, der als Mitglied des parlamentarischen Antikorruptionsausschusses und Journalist über Waffenhandel und Geldwäsche im Umfeld des Tschetschenienkrieges recherchierte, war im Juli 2003 nach einer geheimnisvollen Vergiftung oder Verstrahlung vor den Augen seiner Kollegen und Freunde einen sehr realen, qualvollen Tod gestorben, bei dem sich die Haut vom Fleisch löste und die inneren Organe anschwellen. Und das war nur einer in einer langen Serie von mehr als einem Dutzend Journalistenmorden seit Putins Machtantritt 2000. Kein einziger dieser Todesfälle ist aufgeklärt, so wenig wie die epidemischen anderen Auftragsmorde, die alle im Kraftfeld von Macht und großem Geld spielen.

Wenn der Präsident, statt eine unabhängige Untersuchungskommission einzusetzen, die Aufklärung der Morde an Politkowskaja und Litwinenko zur „Chefsache“ erklärt und die Richtung der Ermittlungen gleich schon

vorgab (Beresowski), dann war klar, dass sie im Sande verlaufen würden, ganz gleich, was er selbst wusste oder nicht wusste. Man hat hier ein genaues Exempel dafür, dass es ohne unabhängige Rechts- und Verfassungsorgane und ohne eine freie Öffentlichkeit auch jene „Ordnung“ eben nicht geben kann, die sich als magische Erwartung an Putins „Machtvertikale“ heftet.

„Wovor haben sie solche Angst?“ Anna Politkowskaja erreichte, wie Putin sehr richtig bemerkte, als Korrespondentin einer der letzten, unabhängigen Tageszeitungen, der „Nowaja Gaseta“, kaum noch eine breitere Öffentlichkeit. Schon ihr vorletztes Buch „In Putins Russland“ 2004 ist in ihrer Muttersprache nicht mehr erschienen. Und ob sich ein mutiger Verleger finden wird, um ihr nachgelassenes „Russisches Tagebuch“ zu verlegen, das in dichter und präziser Weise die Mutationen des politischen und sozialen Systems von den Dumawahlen im Dezember 2003 bis zum August 2005, ein Jahr nach Beslan, beschreibt, wird man noch sehen.

Nein, nicht um die Reporterin oder Autorin ging es, die von sich selbst gesagt hat: „Ich bin eigentlich kein politisches Wesen, ich bin nie einer Partei beigetreten und glaube, dass ein Journalist das, zumindest in Russland, auch nicht sollte. Was also ist mein Vergehen?“ Ihr Vergehen in den Augen der Machthaber war vor allem wohl die Überschreitung ihrer Rolle. Sie richtete ihr ganzes Schreiben und Wirken darauf aus, denen eine Stimme zu geben, die keine mehr haben: den russischen Soldatenmüttern; den Angehörigen der zu Hunderten Ersticken oder Verbrannten bei den ohne Rücksicht auf Menschenleben beendeten Geiselnahmen im Moskauer Nord-Ost-Theater oder in der Schule von Beslan; oder den Angehörigen der in Tschetschenien und Inguschetien Verschleppten und Ermordeten. Sie alle forderten Aufklärung und Rechenschaft, die die Behörden und die Gerichte ihnen verweigerten.

Die große, schwärende Wunde, die Russland vergiftet, ist dieser (nur vordergründig beendete) Krieg in und um Tschetschenien – ein Krieg, durch den mittlerweile eine Million junger Männer gegangen ist, wie zu Sowjetzeiten in Afghanistan. In diesem Krieg haben sich beträchtliche Teile des riesigen Militärapparats Russlands mit all seinen wuchernden, jeder Kontrolle entzogenen Spezial- und Sondertruppen in eine Horde von Marodeuren und Narkomanen, von Todesschwadronen und Schutzgelderpressern verwandelt. Damit haben sie nicht nur genau das getan, was doch gerade als Vorwand des Einmarschs in die halbsouveräne Republik Itschkeria (Tschetschenien) gedient hatte, sondern sie haben damit Öl in das Feuer eines zunehmend terroristischer geführten Konflikts gegossen, der im Kaukasus nach wie vor schwelt, auch wenn jetzt in den Zentralgebieten Tschetscheniens eine Friedhofsruhe eingekehrt ist.

Aber im Unterschied zum amerikanischen Krieg im Irak hat es über diesen nicht endenden Krieg keine Öffentlichkeit und keine politische Diskussion gegeben, geschweige eine parlamentarische oder juristische Kontrolle. Wo die US-Medien täglich überquellen von Bildern und Nachrichten über den fernen Krieg, wo Untersuchungsausschüsse des Kongresses und der Oberste Gerichtshof über Abu Ghraib und Guantanamo getagt haben, da fand und findet der Krieg in Tschetschenien, der doch innerhalb der panisch verteidigten Landesgrenzen der Russischen Föderation tobt, einfach „nicht statt“. Ein Bericht aus der Hölle dieses Krieges, wie ihn Arkadi Babtschenko in „Die Farbe des Krieges“ aus eigenem Erleben in alptraumhaften Bildern geliefert hat – eine Hölle, die für die Rekruten mit den systematischen und offensichtlich gewollten Schindereien durch die „Großväter“ (die älteren Soldaten) und durch die Offiziere in der eigenen Kaserne beginnt

und oft auch endet – liegt den russischen Lesern in dieser Form gleichfalls nicht vor.

Anna Politkowskajas Leben als Journalistin hatte ihre entscheidende Wende genau hier, im Inferno des 1999 von Putin willentlich vom Zaum gebrochenen zweiten Tschetschenienkrieges, genommen, in den sie von ihrer Redaktion geschickt worden war. Von Beginn an überschritt sie ihre Rolle als bloße Berichterstatlerin. Sie saß in bombardierten Dörfern inmitten weinender Frauen, die sie anflehten, sie herauszubringen. Sie hörte die Berichte über Massaker, Entführungen, Vergewaltigungen. Das polyphone Konzert dieser Stimmen bannte sie in Texte, die man nicht Reportagen nennen kann, weil sie ganz und gar die Perspektive der „Anderen“ einnahmen: derer, die gerade gegen Lösegeld halbtot aus den eisigen Erdlöchern der russischen Lager gekrochen waren oder die in endlosen Flüchtlingsströmen aus dem zur Mondlandschaft gewordenen Grosny flohen. Und dann ging sie in die Höhle des von Moskau ausgehaltenen kriminellen Milizenführers Kadyrow, den sie später einen „bis an die Zähne bewaffneten Feigling“ nannte, oder in eine russische Kommandozentrale in Machkety, das sie als „Konzentrationslager mit kommerziellem Einschlag“ bezeichnete, um die Offiziere mit ihren Fragen und Befunden zu konfrontieren. Und es war im russischen Camp, wo sie vier Tage selbst in einen Bunker gesetzt, „verhört“, als „Schlampe und Hure“ beschimpft und mit Vergewaltigung bedroht wurde; und wo der vernehmende FSB-Agent sie mit den Worten entließ: „Wäre es nach mir gegangen, hätte ich dich erschossen.“

Politkowskaja sei eine mutige Journalistin und Verteidigerin der Menschenrechte gewesen, schrieb Sonja Zekri in der zitierten Glosse; aber keine bedeutende Autorin: „Ihr Stil war holprig, oft kitschig und langweilig. Sie verströmte journalistisch kein Charisma, oft war sie eine Nervensäge. Sie teilte das Schrille und den ans Weltfremde grenzenden

Rigorismus mit vielen Menschenrechtlern in Russland ...“ Nun ja. Feuilletonistische Verkünstelung war dieser Autorin tatsächlich fremd. Ihr Programm war das schlichtest mögliche: „Ich beschreibe, was ich gesehen habe.“

Was sie sah, waren Bilder wie dieses: „Eine Gravur ist ja bekanntlich in einer einzigen Farbe gehalten. Und genauso sah auch Chasimat Gambijewa aus. Knochendürr, mit geschwollenen Gelenken und aufgetriebenem Leib, schien die alte Flüchtlingsfrau wie mit schwarzem Strich auf Papier gebannt ohne Zwischentöne. Das schwarze Muster der Falten auf einer Haut von unnatürlicher Farbe. Die eingefallene Nase – eine einzige schwarze Linie. Dunkle, spitz hervorspringende Jochbeine. Die Blockade Leningrads im Millenium ...“

Aus solchen knappen, präzisen, fein gezeichneten Porträts und Szenen bestanden Politkowskajas frühe Tschetschenienberichte, die im Jahr 2002 in Moskau noch gedruckt wurden, so wie in vielen anderen Sprachen, und die ihr einen Ruhm eintrugen, den sie so kaum gesucht hatte. Aber der Krieg ging immer weiter und gab ihr keine Möglichkeit, aus ihrer Rolle herauszutreten. Und so finden wir in ihrem nun vorliegenden „Russischen Tagebuch“ etwa den Eintrag: „12. April 2004. In der *Nowaja gaseta* habe ich Stills aus einem Video veröffentlicht. Es ist im Sommer 2000 in Tschetschenien aufgenommen worden und in der Folgezeit zu mir gelangt. (...) Man glaubt, es mit einem Film über ein Konzentrationslager der Nationalsozialisten zu tun zu haben ... Die Soldaten zielen auf Rebellen, die aus den Lastwagen gestoßen werden oder selbst herunterspringen. Unter ihnen befinden sich auch zwei Frauen, die im Gegensatz zu den Männern vollständig bekleidet sind und keine Spuren von Misshandlungen aufweisen. Sie werden sofort zur Seite geführt ... Fast alle (Männer und Jugendlichen) weisen Verstümmelungen auf, haben Gliedmaßen verloren, bluten stark. Man sieht einen Mann mit

einem halb abgetrennten Ohr, was die Offiziere deutlich hörbar mit der Bemerkung ‚Bei dem haben sie’s nicht richtig gemacht‘ kommentieren ... Die Männer wirken stark ausgezehrt. Einige scheinen nicht zu begreifen, wo sie sind, bewegen sich wie Schlafwandler. (...) Am Schluss sieht man zwei Berge von Leichen neben den Gleisen ..., hört man ein paar Satzketten, einer der Offiziere sagt lachend: ‚72 sollten es sein, jetzt sind es 74. Haben wohl Zuwachs gekriegt unterwegs ...‘“

Kein Polizist oder Ermittler fragte wegen dieses unwiderlegbaren Beweismaterials bei ihr nach. Vier Tage darauf veröffentlichte sie ein direkt an den Generalstaatsanwalt adressiertes Schreiben des Mitarbeiters eines FSB-Kommandos in Inguschetien, der sich selbst bezichtigte, einen Mitarbeiter der dortigen Staatsanwaltschaft befehlsgemäß entführt, gefoltert und ermordet zu haben, weil dieser auf Bitten von Angehöriger von Verschwundenen insgeheim Beweise über Geiselnahmen, Erpressungen und Morde durch russische Sicherheitsorgane gesammelt hatte. Dieses Schreiben, das die gängige Praxis der Sicherheitsorgane beschreibt, ist ein Dokument, wie es selbst Dostojewski nicht hätte erfinden können: „Wir haben wahllos Leute weggefangen, nur wegen ihres Äußeren. Die wären sowieso alle Läuse, hat Korjakow gemeint. Mein Kollege Sergej und ich haben eigenhändig ungefähr 50 Verhaftete zu Krüppeln geschlagen und 35 verscharrt. (...) Ich bin schuldig und bereue meine Taten. Alles ist die reinste Wahrheit. Igor Onitschenko“.

Auch „nach der Veröffentlichung dieses ungeheuerlichen Dokuments ändert sich nicht das Geringste“, notierte Politkowskaja in ihrem Tagebuch.

„Warum Greuelthaten nicht geglaubt werden“ lautet der Titel eines kurzen Essays, den Arthur Koestler im Januar 1944 im „New York Times

Magazine“ schrieb. Er handelte von der „Manie“ einiger weniger, die ihren Mitmenschen unbedingt die „in Flugschriften, Weißbüchern, Zeitungen, Magazinen und sonstwo“ veröffentlichten Nachrichten weitergeben wollten, wonach „die jüdische Bevölkerung von Europa durch heißen Dampf, elektrische Massenhinrichtungen und Eingrabungen bei lebendigem Leibe getötet wird“. Es sei „die größte Massentötung der uns überlieferten Geschichte“, und sie gehe täglich, stündlich weiter. Aber neun von zehn amerikanischen oder britischen Bürgern einschließlich der Politiker und Militärs hielten das für bloße Gerüchte oder Greuelpropaganda, die sie sich als aufgeklärte Menschen zu glauben weigerten. „Es ist klar, dass dies alles bei mir und meinesgleichen zum Wahn wird. Es ist klar, dass wir an einer krankhaften Besessenheit leiden müssen, während die anderen gesund und normal sind.“

Man muss keine unangemessenen Vergleiche anstellen, um etwas von den Mechanismen zu verstehen, durch die Anna Politkowskaja sich mit ihrer „Manie“ aus der Welt der aufgeklärten Menschen ausgeschlossen fühlte. Das begann wohl in der eigenen, nächsten Umgebung. Ihr Mann trennte sich von ihr; ihre Freunde und Kollegen rieten ihr dringend, sich endlich wieder mit anderen Themen zu befassen. Sie aber ging davon aus, dass das, was mit den Tschetschenen seit ihrer Deportation unter Stalin 1944 passiert war und was unter dem neuen, Putinschen Terror gerade jetzt passierte, sich durchaus dem Tatbestand eines Genozids, einer physischen und moralischen Auslöschung als Volk, näherte. Und dass dieses Leichengift bereits Russland selbst infiziert habe: „Unsere Gesellschaft ist nicht mehr, was man darunter versteht. (...) Das ist das Ende der Nation, eines das Territorium besiedelnden einheitlichen Organismus.“ Die spezielle Erbitterung, die sie bis zuletzt gegen die Gleichgültigkeit der westlichen Regierungen und Gesellschaften hegte, resultierte daraus, dass man dort ja schließlich besser informiert war, als es ihre Landsleute noch sein konnten.

Diesem Cassandra-Ton braucht man sich nicht anschließen. Aber Grund zur Sorge gibt es auch für jeden aufmerksamen Beobachter genug, auch wenn sich Putins Wirtschaftsberater Schuwalow an der Seite Schröders brüstete, Russland sei „Klassenbester“ in der Welt und ziehe gerade deshalb so viel Neid auf sich. Schuwalows im Dezember entlassener Vorgänger Andrej Illarionow, einer der letzten Liberalen im Kreml, war sich dagegen immer im Klaren, dass die Konjunktur der Putin-Jahre durch einen seltenen Zusammenfall weltwirtschaftlicher Faktoren bedingt sei, vor allem durch die extrem hohen Energie- und Rohstoffpreise infolge des Wachstums der Industrie in China und anderen Teil der Welt; und dass sich dieser Devisenstrom zum Fluch entwickeln werde, wenn es nicht gelinge, die eigene industrielle Basis Russlands zu verbreitern. Nimmt man die Rüstungsindustrie mit ihren Exporten in alle Kriegs- und Bürgerkriegsgebiete der Welt heraus, zeigt sich ein dramatischer Mangel an ziviler Produktion, selbst für den eigenen Markt. Noch immer steht das größte Land der Welt mit seinem absoluten Bruttosozialprodukt nur an 10. Stelle in der Welt, etwa gleichauf mit Italien, und im Pro-Kopf-Einkommen irgendwo auf Platz 70 bis 80.

Darüber hinaus zeigt sich ein dramatisches Ungleichgewicht. Während rund 70% des gesamten Sozialprodukts durch das leuchtende, unerschwinglich teure Moskau fließen, das nach New York und London die meisten Milliardäre in der Welt zu seinen Bewohnern zählt, versinken Teile des flachen Landes wieder im Dunkeln. Und während die Devisenkasse des Kremls auf sagenhafte 272 Mrd. Dollar angeschwollen ist, verfallen elementare Infrastrukturen, soziale Einrichtungen und Bildungsinstitutionen. Russland hat noch immer die mit Abstand niedrigste Lebenserwartung aller entwickelten Länder, und die Bevölkerung schrumpft weiter in dramatischem Tempo. Große

Landstriche entvölkern sich – nicht zuletzt, weil das immer dichtere Netz staatlicher Korruption und der damit mafios verflochtenen kriminellen Gewalt hier erst recht jede Eigeninitiative erstickt, wie Kerstin Holm es in ihrer luziden Analyse „Das korrupte Imperium“ beschrieben hat.

Praktisch jede staatliche Leistung kann und muss bei den Amtsträgern gekauft werden, vom Einberufungsbescheid bis zum Universitätszugang, von der Unternehmenslizenz bis zum Gerichtsurteil oder zur Gesetzesvorlage. „Korruption“ ist ein bei weitem zu schwacher Begriff für das, was Holm einen parasitären „Rentenkapitalismus“ nennt, durch den rund zehn Prozent des Sozialprodukts als Sondertribut in die Taschen der Staatsdiener fließen. Kein Wunder, dass die Zahl der Bürokraten und Ämter sich gegenüber der Sowjetzeit noch immer weiter vermehrt hat. So legt sich die Putinsche Machtvertikale, die kaum noch auf Wahlen, nur noch auf Ernennungen beruht, wie eine schwere Extralast auf jede produktive Tätigkeit. Und der angeblich „starke Staat“ laviert in Wirklichkeit in vielen Bereichen am Rande eines permanenten Staatsversagens.

Dabei stellen unter der Ägide des ehemaligen FSB-Chefs Putin die Abkömmlinge des Geheimdienstes inzwischen zusammen mit den Militärs mehr als zwei Drittel der „silowiki“, der höheren Machtträger, einer korporativ verschweißten neuen Supra-Elite, die sich in den letzten Jahren teils durch Enteignung der alten Oligarchen, teils durch erzwungene Arrangements mit ihnen die Kontrolle über die zentralen Energie-, Rohstoff- und Rüstungsmonopole gesichert hat. Ob man dafür den alt-etablierten Begriff des „militärisch-industriellen Komplexes“ verwendet, von einer „Militokratie“ oder „Staatsoligarchie“ spricht oder von einer neuen „Nomenklatura“, es kommt alles auf dasselbe heraus.

Die verbindende Ideologie dieser neuen Machtelite hat der zitierte Ex-Berater Illarionow als „Nashism“ bezeichnet, nach dem russischen Wort „nashi“, die Unseren, im Gegensatz zu den Nicht-Unseren, den Andern, den Fremden, den Feinden. Darin bloße Xenophobie oder russischen Nationalismus zu sehen, wäre viel zu wenig. Die Definition der „Nashi“ – wie auch die Putin-Jugend sich inzwischen nennt – entspricht eher der stalinistischen Trennung zwischen den „sozial eigenen“ und „sozial fremden Elementen“, eine Definition, die sich damals wie heute ausschließlich an der Loyalität zum „eigenen“ Machtapparat mißt. Auch dieser neo-imperiale „Nashismus“, schreibt Illarionow, überschreite wie der alte bolschewistische enge nationale und ethnische Grenzen. So könne zum Beispiel „der frühere Kanzler eines ausländischen Landes zum Mitglied der Korporation gemacht und ‚unser Mann in Europa‘ werden“ – während der Chef des modernsten russischen Ölkonzerns, Michail Chodorkowski, der keine Kreml-Gesellschafter ins Bett nehmen wollte, sondern die demokratische Opposition und zivilgesellschaftliche Gruppen unterstützte, in einem Tigerkäfig vorgeführt und in ein sibirisches Lager gesteckt wurde. Die saftigsten Stücke seines zerschlagenen JUKOS-Konzerns wurden derweil von den Kreml-Konzernen Gazprom und Rosneft geschluckt, die sich bei dieser, die eigenen Kapazitäten übersteigenden kannibalischen Mega-Aktion bevorzugt deutscher Kapitalgeber und Teilhaber wie Dresdner Bank, VEBA und Ruhrgas bedienten. Und als Aufsichtsratschef des zum zweiten Energiegiganten aufgerüsteten Rosneft-Konzerns wurde am Ende der Operation Putins Kabinettschef Igor Setschin berufen, die zweite graue Kreml-Eminenz neben Putins junglichem Spin-doctor Wladislaw Surkow. Surkow, der anders als Setschow nicht aus Putins FSB stammt und sich hauptsächlich mit der „Regulierung“ der Medien, der Überwachung und Zählung von Nichtregierungs-Organisationen (NGO's), dem Aufbau der Kreml-Partei „Einiges Russland“ sowie der Erfindung neuer, loyaler

„Oppositionsparteien“ beschäftigt, hat in einem Interview 2004 einen seltenen Einblick in die Weltsicht und Gedankengänge dieser innersten Kremlkamarilla gegeben. Darin tritt ein Element von Unruhe und Paranoia zutage, das Poltkowskajas Frage „Wovor haben sie Angst?“ hinter der Fassade überlegener Selbstsicherheit in einer latent bedrohlichen Weise beantwortet.

Das Land werde angegriffen und „befinde sich faktisch im Kriegszustand“, erklärte Surkow gleich eingangs. Es gebe Leute „in Amerika, in Europa, im Osten“, deren Ziel es sei, „Russland zu zerstören“. Und das Hauptmittel dazu sei die „Explosion unserer südlichen Grenzgebiete“. Es müsse allen „bewußt werden, dass der Feind vor den Toren steht“ und die „Front durch jede Stadt, durch jede Straße, durch jedes Haus“ verlaufe. Dabei handele es sich um einen Feind, „dem man mit sogenannten ‚zivilisierten‘ Methoden nicht beikommt“. Wenn Leute Verhandlungen forderten, dann „riecht das ein wenig nach Hochverrat“. Eine neue „moralische Mehrheit“ müsse formiert werden, um „Diebe und Schwätzer, Denunzianten und Schmiergeldempfänger, Schönfärber und Karrieristen“ auszusortieren, sowie „falsche Liberale und echte Nazis“, die „im Hass geeint“ seien und im Solde von „Geldgebern ausländischer Herkunft“ stünden. Russland müsse „einen echten Kollektivismus erst wieder lernen“, freilich „nicht auf Lenins Art, sondern aufgrund von Erfahrungen der Zivilgesellschaft“. Das Interview schloss mit dem zentralen Credo des Putinismus: „Modernisierung und Solidarität der größten gesellschaftlichen Korporationen ... werden Russland unbedingt zum Sieg führen“.

Eine Welt voller innerer und äußerer Feinde ... Man erinnert sich an Putins Feststellung, wonach der Zusammenbruch der Sowjetunion „die größte geopolitische Katastrophe des 20. Jahrhunderts“ gewesen sei, und an seine Begründung für den Einmarsch in Tschetschenien: „Es geht

darum, dem Zerfall Russlands ein Ende zu setzen.“ Es sind also die Furien des Verschwindens, die den FSB-Kader im Kreml dazu treiben, alle menschlichen, sachlichen und natürlichen Ressourcen, statt sie für eine breit angelegte innere Entwicklung – etwa nach dem Vorbild Kanadas – einzusetzen, abermals auf die Rekonstruktion eines imperialen Machtapparats zu konzentrieren, der angeblich allein in der Lage sei, dieses große Land zusammenzuhalten. Es ist die alte, fixe Idee, dass Russland Großmacht sein müsse, oder es werde gar nicht sein.

Russland wird sein. Unter Politkowskajas verzweifelten Notaten finden sich immer auch Sätze wie der nach einem Treffen mit den unerschrockenen Soldatenmüttern: „Es beginnt eine Zeit starker gesellschaftlicher Initiativen.“ Wie der inhaftierte Chodorkowskij in seinen Briefen aus dem Lager erwartete sie eine neue Opposition, die eher von Links kommen werde, aus dem brodelnden Feld dissidenter Jugendmilieus. Grigori Pasko, ein wegen „Verrats von Staatsgeheimnissen“ (nämlich der illegalen Verklappung radioaktiver Abfälle im Ochotskischen Meer) zu sieben Jahren Lagerhaft verurteilter ehemaliger Militärjournalist, setzt in seinem eindrücklichen Gefängnistagebuch „Die rote Zone“ auf eine neue Generation von „Verweigern“ und Opfern staatlicher Willkür: „Sie studieren das Strafrecht und kennen sich nicht selten besser darin als Untersuchungsführer oder Staatsanwälte.“ Sie lesen viel, und aus ihnen könnte eine gesellschaftliche Bewegung „wenn schon keine Genies, so doch hervorragende Organisatoren rekrutieren“.

Und schließlich sind da die „ewigen“ humanen und kulturellen Valeurs, die Russland noch in seinen barbarischsten Zeiten beisammen gehalten haben, wie Pasko sie einer ehrwürdigen, humorvoll gebrochenen Tradition folgend wieder im Lager findet: „Serjoga, mein Prischennachbar ..., dachte laut vor sich hin: ‚Verfickt‘, das ist schlecht. ‚Verfotzt‘ meint

gut. ‚Schwengelständig‘ ist besser als ‚muschengeil‘, und ‚zugelocht‘ schlechter als ‚arschverschwanzt‘ ...‘ - Ich dachte an die Worte Iwan Turgenjews, die wir alle im Russisch-Unterricht auswendig lernen mussten: ‚In Tagen des Zweifels ... über das Schicksal meiner HEIMAT bist du allein mir Hilfe und Stütze, oh herrliche, mächtige, wahrhaftige und freie russische Sprache! ... Doch man muss dem Gedanken wehren, ein solche Sprache könne nicht einem große Volke gegeben sein!‘“

Sie alle, Pasko, Tregubova^(*), Babtschenko haben wie Politkowskaja trotz aller Widrigkeiten und Drohungen ihren Platz nicht geräumt. Sie sind Teil eines informellen Milieus von neuen „Andersdenkenden“, die heute anders als zu Sowjetzeiten über Internet, CNN und vielfältige professionelle Verbindungen mit der Welt in Kontakt stehen und zäh ihre kleinen Plattformen und Felder des Wirkens behaupten. Ihre Bedeutung als Katalysatoren werden sie im Zuge der sozialen Aufbrüche und politischen Umbrüche gewinnen, die mit Sicherheit kommen werden und im Umfeld der manipulierten Präsidentschaftswahlen von 2008 auch wieder die Kontur einer neuen, breiteren Opposition annehmen können. Russland wird sein.

^(*) P.S. Elena Tregubova hat Russland aus einem Gefühl akuter Bedrohung im Frühjahr 2007 dann doch verlassen.